

Ein Nachtgefecht

Autor(en): **Vogt, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 23

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buri ist ein Meister des Stillebens. Mit der Wonne des Künstlers und Könners stellt er die Blumentöpfe vors



† Max Buri.

offene Fenster („Musik“), malt er die Gläser und die Weinflaschen mit Rotwein auf dem Wirtshaustisch („Die beiden Jasser“, „Die Politiker“).

Die Landschaft beherrscht er nicht weniger; sei es als Hintergrund zum Porträt und Genre, sei es als Einzel-

darstellung: Gebirge, See, Oberländerhaus, Straßenbiegung, Blumenwiese, alles ist voll Leben, Licht- und Luftumflossen hingestellt, wie das nur ein großer echter Künstler zustande bringt.

Max Buri stand mitten im blühenden Leben und mitten auf dem Wege zum höchsten Erfolg. Ein häßliches Schicksal hat dieses Leben plötzlich vernichtet. Wir haben in der Chronik der letzten Nummer vom jähen Tode des Künstlers am 21. Mai berichtet. Es seien hier nur kurz einige biographischen Notizen beigelegt: Max Buri ist in Burgdorf aufgewachsen, wo er das Progymnasium absolvierte, um dann die Schule von Dr. Fritz Schider in Basel, die Münchener Akademie und die Académie Julian zu Paris zu durchlaufen. Hier besuchte er noch die Schule von Simon Hollaender; zuletzt war er Privatschüler von Albert Keller. In dieser Schulung hat sich Buri das technische Rüstzeug erworben. Entscheidend aber für seine Schaffensrichtung war ohne Zweifel Ferdinand Hodler, der ihm die Augen öffnete für die Erkenntnis der Prinzipien, die ihm nun wie so vielen Zeitgenossen die Wege zum eigenen Stile bahnten.

Eine kraftvolle Künstlerpersönlichkeit ist mit Buri von uns gegangen. Die Schweizer Künstlerschaft hat einen ihrer Tüchtigsten verloren. Er hat ihr aber ein reiches Kunsterbe hinterlassen, das weiterzupflanzen ihr eine schöne Pflicht sein wird.

So dürfte uns Buris Kunst, auch nachdem ihr Träger nicht mehr da ist, köstliche Früchte bringen, für die wir dem Frühverstorbenen dankbar sein müssen. H. B.

Ein Nachtgefecht.

Skizze aus der Grenzbefetzung 1914/15 von Fr. Vogt, Burgdorf.

Am frühen Morgen kam das Regiment ins Gefecht. Der Feind war aber übermächtig stark. Donnernd „pülverte“ seine Artillerie in die Schützenlinien, die sich an den Hängen vorzuarbeiten suchten. Und dann kam der umfassende Angriff. Die wütenden Gegenangriffe hatten nur momentane Erfolge. Das Regiment mußte, wollte es sich nicht vernichten oder gefangen setzen lassen, abbauen. Kämpfend zogen sich die Züge, Kompagnien und Bataillone unter dem Schutz der Mitrailleurlkompagnie abschnittsweise zurück.

Fünf Stunden Rückzug, über aufgeweichte Wiesen, durch schlechte Waldwege, aufwärts, abwärts, in bunter Folge, dazu das ständige Schießen im Rücken, ohne Halt, ohne Pause, mit dem einzigen Gedanken, endlich einmal vom Feinde abzukommen: das ist eine Gewaltsleistung! Und dabei schwirrte immer ein Flieger in der Luft herum, suchte mit Argusaugen die dunklen Kolonnen, die sich durch Feld und Wald schlichen, um sie der rückwärtigen Artillerie zu melden. So mußte man sich auch gegen Sicht von oben schützen. Es kostete manchen Kilometer Wegverlängerung.

Die Soldaten keuchten und schwitzen unter ihrer schweren Tornisterlast. Einer seufzt: „Wenn der liebe Gott die Welt mit dem Tornister auf dem Buckel erschaffen hätte, er würde die Berge sicherlich etwas niedriger gemacht haben“. Darob Gelächter in der ganzen Kompagnie und der Geist wird wieder besser. In der Landschaft liegt erstes Frühlingsgewachsen. Schon blühen da und dort grüne Fleckchen verwundert in die Sonnenbeschienene Welt.

Endlich wirds stiller. Der Feind folgt nicht mehr. Hat er die Fühlung verloren? Und dazu ist die neue Verteidigungslinie erreicht. Sie zieht sich über einen das Tal beherrschenden, waldigen Hügel. Droben am Waldrand stehen die Offiziere beisammen. Der Oberst gibt seine neuen Befehle, ruhig, ohne Ueberhaltung, klar bestimmt. Er weiß es: das beruhigt die Offiziere nach diesem nervenerregenden, anstrengenden Rückzug; das gibt ihnen neue Zuversicht,

Sicherheit im Auftreten gegenüber der Mannschaft. Die neue Stellung soll unter allen Umständen gehalten werden, bis die Division, die frühestens morgen Vormittag eintreffen kann, aufgeschlossen hat. Den einzelnen Bataillonen werden die Stellungen zugewiesen, der zugeteilten Artillerie, den Mitrailleuren und übrigen Truppen die Abschnitte bezeichnet.

Und nun setzt ein emsiges Arbeiten droben am stillen Waldrand ein. Tornister, Gewehre, Blusen hat man im schüßenden Waldesdunkel gelassen. Hemdärmelige Gestalten beginnen am Waldrand, am Abhang, am Bach drunten zu schaufeln, zu pickeln, zu holzen. Natürlich ist auch für gehörigen Schutz gesorgt. Eine Kompagnie Infanterie und zwei Maschinengewehre verschleiern die Befestigungsarbeiten. Signalpioniere stehen auf einem zwei Kilometer entfernten Hügel. Sie werden den anrückenden Feind zum geübten Empfang sofort melden. Ganz gut sieht man die beiden weißen Signalscheiben und das rote Licht des Seliographen. Häufig auch setzt der Kommandant den Feldstecher vors Gesicht. Der Posten bleibt ruhig. Somit folgt der Feind immer noch nicht.

Unterdessen aber entstehen überall mit bewundernswerter Schnelligkeit die schützenden Infanteriegräben. Schon nach einer Stunde sind sie für knieende Schützen stark und tief genug. Sie werden aber zum Stehendschießen ausgehaut und mit Unterständen versehen. Im Tal drunten werden Drahthindernisse erstellt. Der Bach wird geschwellt. So wird die Talsohle vor den Drahthindernissen unter Wasser gesetzt. Hinten im Wald ertönen Schläge. Hier ist die Artillerie beschäftigt, Stellungen einzurichten und Schußfeld freizumachen. Etwa hundert Meter hinter den Infanteriegräben, etwas seitwärts, arbeiten die Scheinwerferpioniere an dem Eingraben des elektrischen Scheinwerfers. So überall lebhaftes Tätigsein.

Schon neigt sich die Sonne zum Untergange. Das Einrichten der Stellung rückt dem Ende entgegen. Eine letzte Hand zur Ausbesserung noch vorhandener Mängel wird angelegt, die Arbeiten mit Moos und Tannästen maskiert.

Noch immer bleibt ruhig. Raum da hin und wieder einzelne Patrouillenschüsse Kenntnis geben, daß der Feind immer noch vorhanden ist. Bei Tageshelle ist kein Angriff mehr zu erwarten. Offenbar will der Gegner die Stellung im nächtlichen Sturmangriff einrennen. Er soll nur kommen. Ihm soll ein Empfang bereitet werden, daß ihm das Wiederkommen sicherlich verleidet. Alles steht für die nächtliche Verteidigung bereit.

Rabenschwarz bricht die Nacht herein. Nach allen Seiten hin verschwinden Patrouillen. Hin und wieder ertönen rasch hintereinander mehrere Gewehrscüsse: Patrouillen sind aufeinander gestoßen. Sonst herrscht tiefe, unheimliche Stille, die so typische, allen bekannte Stille vor dem Sturm. Die Verteidiger haben im Walde noch rasch das Abendessen eingenommen. Nun besetzen sie die Stellungen. Offiziere schreiten gespensterhaft von Graben zu Graben, die letzten Weisungen für den bevorstehenden Kampf gebend und nochmals allen tiefe Stille befehlend. Im Flüstertone unterhalten sich die Leute. Einige versuchen, so gut es geht, sich in den provisorisch eingerichteten Unterständen hinzustrecken. Überall macht sich eine kleine, begreifliche Unruhe vor dem kommenden Ungewissen bemerkbar.

Acht Uhr vorüber. Aus der Ferne tönt Wagengerassel und Hundegekläff. Ist der Feind auf dem Marsch? Schon wollen einzelne ängstlichere Seelen dunkle Kolonnen vor sich sehen, besonders dann, als häufiger in der Nähe und Ferne die Schüsse sich treffender Patrouillen die Nachtruhe tören.

Neun Uhr. Der Scheinwerfer beginnt seine Tätigkeit. Er wirft zitternde Lichtegel auf die schweigenden Matten, beleuchtet Stück für Stück das vorliegende Gelände. Nichts regt sich.

Da, was ist das? Ungefähr 400 Meter vor uns taucht ein zweiter Lichtegel auf. Er kommt vom Gegner. Langsam sucht er unsere Stellungen. Mit eiserner Konsequenz kommt der Lichtfleck näher. Noch fünf, noch zwei Minuten und er muß in unserer Stellung sein. „Ducken und unbeweglich bleiben“, geht ein Befehl von Graben zu Graben. Nun sind wir im beschienenen Lichtkreis. Majestätisch rollt von drüben her der erste Kanonenschuß auf unsere „Festungen“. Unsere Artillerie antwortet, das Geschützduell beginnt. Von der Infanterie aber ist noch nirgends etwas zu bemerken und doch ist schon zehn Uhr vorüber.

Plötzlich schnell mit zischendem Ton eine Rakete in die Höhe. Dort folgt ihr eine zweite, eine dritte, eine vierte. Hell leuchten die herunterfallenden Sterne. Ein Strohhaufen flammt auf. Eine feindliche Patrouille an den Drahthindernissen wird sichtbar. Sie wird abgeknallt. Immer kürzer werden die Pausen, in denen Raketen aufsteigen, immer häufiger die gegnerischen Patrouillen.

Auf einmal tritt eine dunkle, unheimliche, sich rasch vorwärts bewegnede Mauer in den Lichtkreis des Scheinwerfers. Rakete um Rakete, Leuchtkugel um Leuchtkugel saust in die Höhe. Lichterloh brennen die Stroh- und Holzhaufen. Das Lärmentwerf läßt sich gellend vernehmen. Schon sind die vordersten Reihen des Gegners an den Hindernissen. Wir hören ihr Hämmern, ihr Holzen.

Da löst sich die Spannung, die bisher über den Verteidigern gelegen. Ein rasendes Schnellfeuer beginnt am linken Flügel und pflanzt sich mit Blitzesschnelle über die ganze Front fort, ein Schnellfeuer, von dem man sich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht gehört hat. Dazwischen lassen die Maschinengewehre ihr unheimliches, nervenaufpeitschendes „Tad . . . tad . . . tad . . .“ hören. Die Artillerie besorgt den Grunddaß.

Die Blech- und Holzblenden werden angezündet. Taghell ist weithin die dunkle Nacht erleuchtet. Dazwischen zischen immer wieder die Raketen in die Luft. Ein gigantisches Schauspiel!

Die Hindernisse sind weggeräumt. Deutlich hören wir den gurgelnden Laut des Wassers, in das der Feind sich stürzt. Es kommt ihm stellenweise bis zu den Hüften, doch unentwegt arbeitet er sich durch. Immer schneller, rasender, erregter wird das Feuer. Da, ein furchtbares Huragebrüll: der Feind ist in unseren Gräben. Das wilde, blutige, menschenunwürdige Schlachten des Bajonettkampfes kann beginnen!

Sinten schmettert irgendwo eine Bataillonsmusik „Gefechtsabbruch“. Ach ja, es war ja nur ein Friedensmanöver. Wie lebten wir doch alle im Kampf, beobachteten die einzelnen Phasen des Gefechtes „mit den Augen der Wirklichkeit“. Nun natürlich bei den Soldaten lebhaft, bis zur Erregung gesteigerte Diskussion darüber, welchem Teil wohl der schließliche Erfolg zuzusprechen sei. Das ist sicher: Der Durchbruch wäre nur über Haufen von Toten möglich gewesen.

Siehst du die Lichter dort drüben, in weiter Fern? Dort ist der Sundgau. Hier ist's Friedensgefecht, dort schreckliche, blutige, entsetzliche Wirklichkeit!

Wäge Mädin.

Es Gschichtli us em Ämmethal, erzellt vom Simon Gfeller.

Wo-n-i no bim Holepuur bi Mälcher gsi, han i e Nocher gha, a dä han i sider no mängisch müeche sinne. Mi het ihm Hämeli-Pekli*) gseit, dem sälbdüre, schugatterige Mannndli. Er het vo üsem Puur 's Holehüsli epfange gha un i der Wärdche vil bi üs tawnet. Dä Pekli ischt en eigete Chutter gli bis dert un änenume. Scho we me ne nume het gseh laufe, ischt ein schier 's Vachen aho. Was ischt dä Wöntsich desume ghämelet u het sini dünne Scheidli gschlängget! Mi hätt sölle meinen, er hätt emel es Halbdöke, so gleitig het er sche vürerich gstellt.

Hushaltig het er keni zuehe züglet. Er ischt für ihn sälber gsi. Früeher sig er zwar verhäuratet gsi, het er em Puur erzellt, aber er heig nid es guets Los troffe gha u sig vo der Frau gscheide. Zwöi Ching läbti o no; aber li lige erwachse u frogi-n-ihm nüt meh derno.

*) Peter

Us dessi Gründen isch es ein scho vo Afang a furios vorchö, daß er es ganzes Hüsli epfange het. U ersch rächt drüber ufhalte het me si do müeche, wo me ghört het, wi-n-er i dem Hüsli innen usfäliert. Me hätt gwüß chönne meine, es sig unghüürig drin, so het das gchnodet, polet u g'rumoret. Bsunderich de z'Nacht! Bis um Mitternacht het me ne ghöre hämmere, bielen u sage. U doch isch 's Hüsli guet e Schibeschuß vom Huus ewägg gstange.

Mir hei mängisch g'wärweist, was himelmilions ächt dä Pekli gäng eso z'tonachse heig. Un einisch ha mi emel nümme mögen uberha z'frage.

Du ischt er mit der Charte vüecho:

„Meinscht öppen i heig derwil, mi längen im Bett z'strecke un e ganzi Nacht z'schlofe? Sibezechener Gattig sött i mitenangere chönne fertigmache: E Chaketrog, e Hühnerfädel, e Säufährech, es Chüngelsteweli, e Här-döpfelchrummen u süscht all der Tufsigchieß. Weisch